

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 104 (1978)

Heft: 5

Rubrik: Das Land der Deutschen mit der Seele suchend : Bericht über eine ambivalente Beziehung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

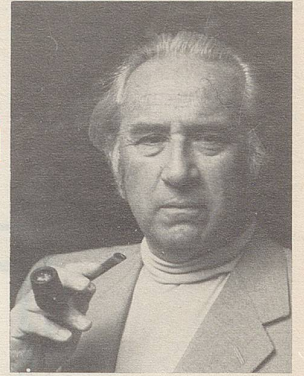
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Land der Deutschen mit der Seele suchend

Bericht über eine ambivalente Beziehung



Der Stärkere

Ich kam am ersten Tag der Reise bis Friedrichshafen.

Ich danke meine ruhige, ungefährdete Auswanderung, vielleicht sogar mein Leben, vermutlich der Tatsache, dass ich ohne Ressentiment und Vorurteil schon vorher durch Deutschland reisen wollte und daher den entsprechenden Vermerk im Pass hatte, den ich auch nach dem Einmarsch der Deutschen brauchte, um durch das seit kurzem so genannte «Altreich» zu reisen.

Ich kannte auch die Strasse, die von Konstanz in die Schweiz führt, ich musste nicht fragen, nicht suchen, nicht auffallen.

In Friedrichshafen nahm ich ein Hotelzimmer und sass dann in der Gaststube. Ich kam mit Friedrichshafenern ins Gespräch. Sie merkten, dass ich Oesterreicher war, sie fragten, wie's in Oesterreich sei.

Ich sagte nicht: «Jetzt sind wir also Deutsche.»

Ich sagte auch nicht den kostbaren Satz, den ich erst später in Zürich hörte. Die Schauspielerinnen Margit Weiler hatte einen Brief ihrer Haushälterin aus Wien bekommen. Darin stand: «Alle jubeln, aber niemand freut sich.»

Ich weiss nicht mehr, was ich sagte.

Ich fühlte mich wohl unter Deutschen in Deutschland, zum letztenmal. Sie waren, wie sie immer gewesen waren, wie ich sie kannte. Sie waren nicht die Barbaren, die man sich ausmalte.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Konstanz, liess meinen Koffer in der Gepäckaufbewahrung, ging – es war Sonntag – spazierend zu der Strasse, die ich kannte, zeigte den beiden Grenzposten meinen Pass und war in der Schweiz.

Vom Herbst 1938 an lebte ich in Basel. Man konnte mit der Strassenbahn an die deutsche Grenze fahren. Die Eisenbahnlinie nach Zürich folgt dem Ufer des Rheins, der noch sehr schmal ist. Am drüberen Ufer ist Deutschland. Von vielen Punkten Basels aus sieht man hinüber zum Schwarzwald.

Natürlich hatte ich Heimweh, natürlich dominierten Wien und Oesterreich in meinen Rückkehrphantasien. Natürlich hoffte ich, als der Krieg begonnen hatte, auf die deutsche Niederlage. Aber nach wie vor sah ich in den Deutschen Opfer des Nationalsozialismus nicht anders als in den Oesterreichern (obwohl dort und da alle jubelten und auch mit «Ja» stimmten, obwohl es da und dort Faschisten und Antisemiten gab wie in Frankreich und den Vereinigten Staaten auch).

Und wenn ich Deutschland so nah sah, sehnte ich mich, drüben zu sein, zumindest drüben sein zu können, zu dürfen.

Und ich hatte oft Streit mit anderen Emigranten. Sie machten sich, noch ehe es verkündet wurde, das Prinzip der Kollektivschuld zu eigen. Es gab für sie nur Emigranten auf der einen und Nationalsozialisten auf der anderen Seite. «Deutscher» und «Nazi» waren für sie Synonyme geworden. Von jenen, die ihre Heimat verloren hatten, hörte man immer wieder das kategorische «Nie wieder!». Sie gaben, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, ohne sich der grauenhaften Konsequenzen bewusst zu sein, indirekt den Nationalsozialisten recht, die in ihnen nicht Deutsche, sondern Fremdkörper sahen.

Mir war als herrlicher Gegenbeweis ein Vorfall aus Wien unvergesslich. Ein Zeitungskolporteur verabschiedete sich von seinen Kollegen. Er ging ins Ausland. Sie fragten nach dem Grund. «I bin a Jud.» – «Was? Du bist a Jud? Hörst, des is ja der helle Wahnsinn!»

Ich debattierte, ich predigte: Wärt ihr ausgewandert, wenn Hitler nicht an die Macht gekommen wäre? Natürlich nicht. Dass ein Unterschied zwischen euch und den «Ariern» ist, behaupten ja nur die Nürnberger Gesetze. Wenn einmal die Nürnberger Gesetze nicht mehr in Kraft sind, fällt ja jede Grundlage für euer Fernbleiben weg. Und wenn ihr dann weiter fernbleibt, bestätigt und verewigt ihr ja die Nürnberger Gesetze!

Aber es war meist hoffnungslos.

Und blieb es weit über das Kriegsende hinaus. Als ich solche Gedanken aus gegebenem Anlass in einer vierteiligen Artikelserie publizierte, distanzierten sich zwei langjährige liebe Freunde und Mitarbeiter offiziell von mir: Es ist ein Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden. Es hat Jahre gedauert, bis Leopold Lindtberg und Friedrich Torberg allmählich in ihre Freundschaft mit mir zurückfanden, und ich bin aufrichtig glücklich darüber.

Seit ich die Grenze am neunzehnten März 1938 bei Salzburg überschritten hatte, fühlte ich mich auf der Rückreise. Das Exil war für mich nur eine Station auf der Reise von Wien nach Wien. Und da ich nahe bleiben wollte, sabotierte ich listig die Erteilung eines US-Einwanderungsvisums, die mir von den Schweizer Behörden nahegelegt wurde.

Ich bin dann auch, wie ich 1938 zu Fuss bei Konstanz emigriert war, 1945 bei St. Margrethen zu Fuss reemigriert.

Einmal hab' ich in der Schweiz ein Gedicht, eher: ein Lied geschrieben. Ich hab's nicht mehr, ich kann's auch nicht auswendig. Es war auch nicht gut. Es war nur wichtig. Durch den Krieg innerlich gespalten, ist der Emigrant mit beiden kriegführenden Seiten verbunden, und beide sind

seine Feinde. Er leidet unter den Bomben auf England wie unter den Bomben auf Deutschland; seine Freude ist eine halbe Freude, sein Leid ist ein doppeltes Leid.

Ich erinnere mich an einen Brief, den ich im letzten Stadium des Kriegs an eine deutsche Schauspielerin in der Schweiz geschrieben habe ..., er endete mit dem Gruss: Auf Wiedersehen im Vierten Reich!

Dieses Vierte Reich stellte ich mir nicht als Vereinigung von Deutschland und Oesterreich vor, Oesterreich war (nicht nur für mich!), solange es von der staatlichen Realität zur Idee reduziert war, derart aufgewertet, mit einer Fülle von positiven Vorzeichen anreichert, dass es dann im Frühjahr 1945 der staatlichen Realität gewachsen war, dass da aufzuerstehen imstande war, was in dieser Manier nicht existiert hatte.

(Dazu haben auch die Sieger dieses Zweiten Weltkriegs überraschenderweise einen positiven Beitrag geleistet. Ausnahme von der Regel ihrer Instinktlosigkeit und politischen

Freund und Kollege meiner künftigen Freunde und Kollegen sein, wenn ich keinen Militärdienst geleistet, keinen echten Fliegeralarm erlebt hatte?

Ich hatte reichlich Gelegenheit, mich von denen, mit denen ich mich in einer sogenannten Schicksalsgemeinschaft befand, zu unterscheiden.

Einmal kam ein deutscher Schauspieler als Flüchtling in die Schweiz – den Namen hab' ich leider vergessen. Seine Kollegen waren abweisend, sie titulierte ihn «Nazi». Ich stellte mir vor, dass Zürich für ihn eine Art Paradies war, die dortigen Schauspieler bewunderte und beneidete Grössen. Er kam, stellte ich mir vor, nach dem lebensgefährlichen Risiko der Desertation mit offenen Armen, offenen Herzens in die Freiheit und wurde zurückgestossen.

Ich schrieb damals einen Artikel in einem kleinen Emigrantenblättchen, ich bemühte mich, für den mir unbekanntem Schauspieler einzutreten, den Unterschied zwischen Deutschen und Nationalsozialisten zu betonen.

Mit Axel von Ambesser bin ich seit langer Zeit befreundet. Wann die Freundschaft meinerseits begonnen hat, hab' ich ihm gleich bei der ersten Begegnung erzählt: Während des Kriegs sah ich ihn in einem deutschen Film und wusste genau: Der kann keiner sein!

Im Basler Theater wurde «Minna von Barnhelm» geprobt. Minna sagte zu Franziska: «Mädchen, ich habe einen zänkischen Rausch ...»

Der Regisseur, Gustav Hartung, einst ein angesehener Theatermann, jetzt Emigrant und seelisch arg belastet, brach bei dieser Stelle fast zusammen, ohne ersichtlichen Anlass. «Was wir verloren haben!» rief er schluchzend.

Ich hatte, so wollten's die Schweizer Behörden, meinen österreichischen Pass beim deutschen Konsulat abgeben und gegen einen deutschen Pass eintauschen müssen. Mein neuer Pass erhielt den Stempel «J» und den vorgeschriebenen zusätzlichen Vornamen «Israel». Den Namen hatten die Deutschen eingeführt, den Stempel die Berner Fremdenpolizei, die gleichfalls zwischen «Deutschen» und «Juden» unterschied.

Als der Krieg zu Ende war, ging ich in das deutsche Konsulat und wollte den österreichischen Pass zurückhaben. Das war nicht möglich. Das Personal war so tief in Verwirrung, dass ich an mich halten musste, die Armen nicht zu trösten. Ich wäre dazu durchaus legitimiert gewesen, nicht nur im Sinn der christlichen Lehre, sondern weil ich der Stärkere war.

Im Jahr 1937 war ich auf Capri gewesen. Hermann Göring besuchte die Insel und blieb einige Tage. Ich sah ihn ganz aus der Nähe. Und ich dachte: Einmal wird eine Zeit kommen, da würdest du gern mit mir tauschen.

Jetzt, acht Jahre später, war's so weit.

© Artemis-Verlag Zürich

In nächster Nummer:

Das verhängte Fenster

Gottverlassenheit bei der Gestaltung des Nachkriegs. Sie haben Oesterreich vernünftigerweise die Selbständigkeit gewährt und zehn Jahre später in einem neuerlichen Anfall überraschender Vernünftigkeit den Staatsvertrag.)

Aber ungeachtet aller österreichischen Auferstehungseuphorie wusste ich (wer noch?): Im Interesse und im Namen Oesterreichs hatte Deutschland zu existieren und möglichst bald zu blühen. Was fingen denn wir armseligen sieben Millionen Deutschsprachigen an, wenn neben uns ein ewiges Trümmerfeld, eine Strafkolonie deutscher Sprache vegetierte?! Auf Deutschlands Auferstehung zu hoffen, war für die deutschsprachigen Schweizer und uns blanker Egoismus, war ein Gebot der Vernunft. Leider war die Vernunft spärlich, die Rachsucht sehr verbreitet, auch bei den westlichen Siegesanwärtern. Gerade wenn man auf ihrer Seite war und geblieben ist, muss man sie daran erinnern – an den Morgenthau-Plan, der Deutschland umpflügen und agrarisieren wollte, an die ersten Demontagen (ich habe sie zähneknirschend in der Wochenschau gesehen).

Alle anderen rund um mich waren gegen jeden Deutschen, es sei denn: sie hätten authentisch Günstiges über ihn erfahren.

Ich war für jeden Deutschen, es sei denn: ich hätte authentisch Ungünstiges über ihn erfahren.

Ich war sehr belastet durch das Bewusstsein meiner unverdienten Privilegiertheit. Es war mir ja nicht schmerzlich, politisch anständig zu sein. Ich hatte ja keine Wahl gehabt. Mich hätten sie ja nicht in die Partei aufgenommen. Wer weiss, wie ich reagiert hätte, wenn ich die Wahl gehabt hätte?! Ich hatte ja keine Karriere aufzugeben. Mir hatte Hitler die Chance genommen, mich in freier Entscheidung zu bewähren. Wie sollte ich wieder ein gleichberechtigter